

Im reinen Land, am Heimweg, denke ich an Toni. Kalt das Metall des Schlüsselbunds in der Manteltasche, ich stelle mir vor, wie er, noch bevor ich die Klinke berühre, klirrend mein Heimkommen ankündigen wird, wie sich, unter dem Druck meiner Hand, lautlos der Türflügel öffnet. Danach ist alles unbekannt: Wird die Wohnung beleuchtet sein oder verdunkelt? Wird Toni auf mich zukommen, vielleicht lächelnd, vielleicht mit verkniffenem Mund, oder wird sie im Bett liegen? Wird sie gegessen haben? Werden wir gemeinsam kochen, oder hat sie bereits gekocht? Wird sie, wenn ich für sie koche, essen oder sich weigern zu essen? Und sollte sie nicht auf mich zukommen, sondern im Bett liegen, wird sie antworten, wenn ich nach ihr rufe? Wird sie, falls sie nicht antwortet, erst mit mir sprechen, wenn ich zu ihr an die Bettkante trete, mich zu ihr beuge, ihren Arm berühre? Oder erst, wenn ich mein Gesicht an ihren Hals lege, ihren Namen sage? Vielleicht bleibt sie still. Jetzt, da ich reglos im Bett liege, die Augen geöffnet zur weißen Wand, kenne ich die Fragen noch genau, ich prüfe sie einzeln. Von allen scheint mir, wie immer, die Frage nach dem Licht die wichtigste zu sein. Man sollte, denke ich, den Lichtschein durch die Ritzen der geschlossenen Tür hindurch erahnen können, aber es ist mir nie gelungen. Ich könnte, wie an manchen Tagen, am Tor vorbei um das Haus gehen, in die Seitenstraße, zu der unsere Fenster zeigen, und schauen, ob die Wohnung erleuchtet oder verdunkelt ist, um dann, besser vorbereitet, an unsere Türschwelle zu treten. Ich lasse es sein. Nun, da ich fast zu Hause bin, ist es mir lieber, früher alles zu wissen, als mich, Schritt für Schritt, schonend dem Wissen anzunähern. Ich denke zurück

an meine Stunden in der Nationalbibliothek, das Lehrbuch flimmernd vor mir am Bildschirm, denke, wie im Japanischen zwischen dem Thema eines Satzes, markiert durch *wa* は, und seinem Subjekt, markiert durch *ga* が, unterschieden wird. Wenn Toni das Thema meines Denkens ist, wer ist dann das Subjekt? Wer erzählt, wie erzählt sich eine subjektlose Geschichte? Straßenlampen scheinen auf verstreute Blätter, die Sonne sinkt früh, die Augen, geblendet, meiden den Himmel, meiden die Weite. Weiß ist die Zeit, die nicht vergeht, schwarz der Wortstrom, auf den mein Denken schaut. Es ist schon lange nichts passiert. Meine Ohren, nicht jetzt, dort, auf der Straße, entblößt, dem Wind ausgesetzt, die Haube vor Langem verloren, der Mantel kapuzenlos, den Schal fest über das Kinn gezogen, die mottenzerfressene Stelle zur Seite gekehrt. Kälte dort, wo die Armbeuge des Pullovers durchgeschauert ist, der Knochen reibt nun das Mantelfutter, drängt die schutzlose Haut nach außen in die Welt. Ich gehe, wie immer, den Kanal entlang, entgegen der Strömung, Radfahrer schnellen an mir vorbei, zerren, im Fahrtwind, an meinen Gedanken. Vielleicht, auch das kommt vor, ist Toni nicht zu Hause, vielleicht ist sie hinausgegangen, zum türkischen Supermarkt, um Schokolade zu kaufen, oder eine Runde um den Augarten, den sie im Dunklen meidet, geduldig die Außenmauer entlang. Aber, denke ich weiter, dann hätte sie mir, vielleicht, geschrieben, dann hätten wir uns, selten kommt es vor, draußen verabredet und wären gemeinsam nach Hause spaziert. Toni hat nicht geschrieben, also ist sie, vermutlich, zu Hause. Schon biege ich vom Kanal ab in die Obere Donaustraße, umkreise den Gaußplatz, sehe von Weitem unser

Haustor, offen stehend, wie immer, seit die Klingelanlage kaputt ist. Ich taste mich im Dunkel des Treppenhauses nach oben, die Glühbirne seit Monaten nicht ausgetauscht, finde das Schlüsselloch blind, Moment des Umschlags, an dem das Mögliche wirklich wird, eine Sichtbarwerdung der, wie ich denke, Seinzeit 有時, doch davon später, davon jetzt. Was sehe ich, die Augen an der nackten Wand? Bilder gebrannt in die Netzhaut: Die Wohnung hell erleuchtet, ein Dunst von Linsensuppe, Toni kommt aus der Küche und lächelt mich an, sagt hallo Toni, ich sage hallo Toni, wir legen uns, anstatt eines Kusses, flüchtig die Nasen aneinander. Ich lege meine Hand auf ihren nackten Arm, spüre die vertrauten Narben, Toni dreht sich, der Schwung, wie damals, in Perfektion, die Füße lautlos am Boden, aus meinem Griff, nimmt meine Hand, zieht mich in die Küche. Es liegt ein Erinnern in dieser Bewegung, ein Abrufen des Wissens, gespeichert in ihrem Körper, von allem, was gewesen ist. Haut gespiegelt in Haut, ein synchronisiertes Zucken der Sehnen, ein Gleiten der Gelenke, ein blendendes Licht, unter den Füßen der ausgehöhlte Sand. Wir sprechen, wie immer, nicht über den Tag, doch das Gespräch ist leicht, perlt, durchsichtig, an der Wand, fließt langsam zu Boden. Im Bett, nicht hier an der weißen Wand, sondern dort, vor derselben weißen Wand, lege ich eine Hand auf Tonis Bauch, spüre die Anspannung des zerstörten Muskels, Toni dreht sich zur Seite, entzieht sich, lässt meine Stimme verhallen im Schlaf. Mein Wecker klingelt, wie immer, um sechs, ich habe, um Toni nicht zu wecken, einen leise anschwellenden Weckton gewählt, er reißt mich schon in der ersten Sekunde, wenn er die Schwelle vom Unhörbaren ins

Hörbare durchbricht, aus dem Schlaf, die Hand schnell wie ein Raubtier zum iPhone, stillt den Ton. Ich liege hellwach im Bett, starre zur Decke, höre auf Tonis leises Atmen neben mir, ihr Gesicht mir zugewandt, drehe mich zu ihr, lege eine Hand auf ihr Haar, auf ihr Ohr, küsse ihre Stirn, Toni murmelt im Schlaf. Ich winde mich leise aus den Decken, setze die Füße aufs Parkett, richte mich vorsichtig auf, schleife bei jedem Schritt den Socken am Parkett, um ein Knarren der Bretter zu vermeiden. In der Küche breite ich, im schmalen Spalt zwischen Kühlschrank und Esstisch, am Boden die Wolldecke, Ersatz eines Zabuton 座布団, aus, setze mich auf mein abgewetztes Zafu 座蒲, die Beine im Halbblotus, den Blick, leicht gesenkt, gegen die weiße Wand gerichtet. Mein iPhone zählt die Zeit, zwei mal dreißig Minuten, ich zähle den Atem, benenne die Eindrücke, die das Zählen stören: Hören 聞 das Summen des Kühlschranks, Sehen 見 die Motte an der Wand, Fühlen 感 den Schmerz im unteren Rücken, Fühlen 感 eine Erinnerung an Toni, mit glasigen Augen und Blut auf der Haut. Ich verstaue, nach der vom Gong zerschlagenen Zeit, die Decke, sorgfältig zusammengelegt, und das Zafu im Schrank, koche Tee und schmiere Brote zum Frühstück, mein Kopf bezeichnet weiter: Hören 聞 das Zischen des Wassers, Fühlen 感 ein Knistern des Wortstroms, ich denke an Toni, atmend im Bett. Ein Loop in meinem Gehirn, ich löse die Schlaufe, Sehen 見, auf der Milchpackung, eine grinsende Kuh. Normalerweise würde ich mich nach dem Frühstück an den Laptop setzen und mit meiner Lektüre fortfahren, ich lese derzeit, als PDF, eine lange Glosse zum Herzsu-tra 心經, dazu, in englischen Fassungen, die Kommentare des

Sõtō-Mönchs Dōgen 道元 und des Rinzai-Mönchs Hakuin 白隠, zwei jener Werke, die ich so gerne eines Tages im Original lesen möchte. Dōgens Name, das erkenne ich bereits, besteht aus dem Kanji für Pfad 道 und dem Kanji für Ursprung 元, ich frage mich, ob er auf den Pfad zum Ursprung verweist oder, stattdessen, auf den Ursprung des Pfads. Hakuins Name besteht, so glaube ich, aus dem Kanji für Weiß 白 und dem Kanji für Verborgen 隠, ich denke an eine weiße Wand, an ein weißes Blatt Papier wie ein blendendes Licht, gedimmt unter der Schwärze der Schriftzeichen. Eine halbe Stunde ist für die Lektüre eingeplant, meine Augen drängen danach, sich dem Flackern des Bildschirms zu ergeben. Doch heute wird mir der Tag, ich habe da noch einen Tag, aus den Händen gerissen, ich kann nicht, wie gewohnt, um neun, pünktlich zur Öffnung, vor der Nationalbibliothek stehen, ich habe um acht Uhr dreißig einen Termin beim Arbeitsmarktservice, bleibe noch, etwas länger als sonst, am Frühstückstisch sitzen, unruhig die Teetasse in der Hand. Der innere Befehl aufzustehen kommt unbemerkt, ich gehe ins Zimmer, trete ans Bett, küsse Toni flüchtig die Stirn, sage leise bis später, sie antwortet nicht. Draußen, im kalten Novembermorgen vor der offenen Haustür, muss ich mich zwingen, den Körper nicht nach links zu wenden, in Richtung des Kanals, dessen Promenade ich, auf der rechten Seite, bis zur Salztorbrücke entlanggehen würde, von dort dann einschlagen in den ersten Bezirk, zwischen den Touristenmassen die Tuchlauben hinab, an St. Peter vorbei in den Kohlmarkt und dann in die Hofburg, bis zum Heldenplatz, dessen Weite, im Blick auf den massiven Stein der Bibliothek, mich atmen lie-

ße. Ich muss mich vielmehr nach rechts drehen, die Jägerstraße über den Wallensteinplatz entlang, vorbei an der Brigittakirche und der U-Bahn-Station bis zu einem zweckhaften Neubau, der erste Eingang ein Fitnesscenter, der zweite führt ins AMS. Meine Betreuerin, Frau Hlaváček, kennt mich gut, ich gehe zu ihr, seit ich im LOFT gekündigt habe, sie schaut mich freundlich und mitleidig an, fragt, was hat sich getan? Ich schüttele den Kopf. Im System bin ich, meinem Studienabschluss geschuldet, als Philosoph arbeitssuchend gemeldet, Frau Hlaváček konnte, in all dieser Zeit, kein einziges Angebot vermitteln. Sie habe, sagt Frau Hlaváček, eine Schulung für mich, es sei wieder Zeit. Sie druckt mir das Infoblatt aus, es handelt sich um einen zweitägigen Kurs über Bewerbungsgespräche und die Optimierung des Lebenslaufs, das wird Ihnen, sagt sie, bestimmt guttun? Ich zucke die Schultern, nicke, sie entlässt mich, weist mit der offenen Handfläche zur Tür. Auf der Straße schaue ich, im Gehen, auf den Ausdruck, der Kurs beginnt morgen, dauert jeweils von zehn bis sieben Uhr, zwei volle Tage, die für die Bibliothek verloren sind. Fettgedruckt der Ort, der Anna-Altman-Park, er ist mir bekannt, ich halte inne, die Füße stockend am Asphalt, sehe die flüchtig gebauten Mauern inmitten des Parks auffragen, sehe mich, damals, das Gebäude betreten und durch die vertrauten Gänge gehen, ich atme ein, atme aus, öffne die Tür, lasse das Licht in die Hirnkammern brechen, Fühlen Fühlen Fühlen 感感感. Doch diesmal entkomme ich dem Lichtstrom, bleibe bei mir. Schritt vor Schritt vor Schritt zu setzen, bis nichts mehr bleibt als Schreiten, ein Kinhin 経行 des Gehirns.